

MEINE REISE DURCH DAS TRAUERLAND

*Susanne
Ospelkaus*

**KOSTENLOSE
LESEPROBE**

BRUNNEN

Leseprobe aus:
Meine Reise durch das Trauerland
160 Seiten
ist erschienen unter der
ISBN Buch 978-3-7655-0761-8
ISBN Ebook 978-3-7655-7585-3

© 2021 Brunnen Verlag GmbH, Gießen
www.brunnen-verlag.de

1. Lebensbund

Der Tag ist wunderschön: Sommersonne und Schmetterlinge, Kinderlachen und Seifenblasen, Butterbrot und Gummibärchen. Wir radeln über Feldwege. Das Getreide wiegt im Wind. Am Horizont kratzen die Alpen am Himmel. Wir leben östlich von München und können zwischen Natur und Stadt wählen. Die Berge locken, und ich trete in die Pedale, als würde es schon bergauf gehen. Dabei ist es flach. Ich kämpfe mich Meter für Meter vorwärts, während mein Mann Thomas durch das Getreidemeer gleitet, samt Kinderanhänger, Spielzeug, Wechselwäsche und Picknickkorb. Ich steige ab, schiebe und fühle mich wie eine 80-Jährige, nicht wie 30. Das Fahrrad wird zu meinem Rollator. Über den Lenker gebeugt, schiebe ich mich vorwärts. Es fühlt sich an, als kämpfe ich mich durch eine Wüste. Meine Füße versinken im Sand und jeder Schritt wird mühsam. Heiße Luft brennt in meinen Lungen. Sandkörner kratzen in meinem Hals. Vor meinen Augen flimmert die Landschaft, als würde sie sich auflösen und zu einem neuen Bild zusammensetzen. Das Getreidemeer ist zu einer grenzenlosen Wüste geworden, und mein Blick verliert sich am Horizont. Von Ferne höre ich ein Kinderlied und sehe meine Familie als schwebende Gestalten. Eine Fata Morgana in Oberbayern. Thomas hat das Verdeck des Fahrradanhängers geöffnet und beugt sich zu unseren Söhnen hinab. Wahrscheinlich beantwortet er Warum-Fragen. Warum sind Wolken weiß? Warum haben Kühe Flecken? Warum schnurren Katzen? Ferdinand will mit seinen drei Jahren die Welt verstehen und hat

viele Fragen. Sein kleiner Bruder Eduard plappert ihm alles nach: „Ninad, warum? Papa, warum?“

Ich quäle mich vorwärts, konzentriert auf meinen Atem und Herzschlag. Von fern höre ich Ferdinand singen: „Summ, summ, summ, Bienchen, summ herum.“

Thomas' Stimme begleitet die hohen Kindertöne mühelos. Vieles ist für ihn mühelos. Das Einzige, was ihn zu quälen scheint, ist die Suche nach dem perfekten Klang seiner Kompositionen, den besonderen Harmonien oder ungewöhnlichen Rhythmen.

Er ist Musiker, singt und spielt Gitarre, komponiert und schreibt Lieder. Seine Welt ist mir oft fremd, genauso wie ihm mein Wüstenland fremdartig erscheinen muss. Er versucht mir seine Welt nahezubringen und erzählt und erklärt. Ich hingegen schweige über meine unfreiwillige Wüstenwanderung, über Müdigkeit und Erschöpfung. Ich bin mir selbst fremd geworden.

Meine Hände sind schwitzig und die Gummigriffe am Lenkrad werden klebrig. Der Schweiß läuft mir den Rücken herunter. Es dauert lange, bis ich meine singenden Männer erreiche. Das kleine Lied ist zu Ende. Die Jungs mümmeln an Reiswaffeln. Die mit Spucke vollgesogenen Krümel kleben an Eduards Wangen. Ferdinand pflückt sie mit zwei Fingern von seinem Bruder ab und steckt sie sich selbst in den Mund. Thomas lacht. Gemeinsam haben wir immer viel gelacht, bis uns der Bauch wehtat. Diesmal steckt mich sein Lachen nicht an.

Plötzlich höre ich mich sagen: „Ich fühle keine Liebe mehr für dich.“

Wo kommen auf einmal diese Worte her? Aus der glühenden Wüste? Ich blicke hoch in das Gesicht meines Mannes und sehe, wie Entsetzen seine Lachfältchen vertreibt und die Fröhlichkeit in seinen Augen stockt. Seine Leichtigkeit ist verschwunden, verglüht in der Hitze meiner geheimen Welt.

Er schweigt und ich warte. Thomas ist ein Mann der wohlüberlegten Worte. Er redet nicht einfach drauflos und er lässt sich nicht provozieren. Wir laufen nebeneinander her und schieben unsere Räder, hinter uns plappern die Kinder vor Zufriedenheit.

Die schöne Kulisse passt nicht zu der Schwere in unserem Inneren. Trotz des Kummers fühle ich mich Thomas seit Langem wieder nah. Auf eine fremde und seltsame Weise verbindet uns die Trauer über die verlorene Leichtigkeit.

Das Getreidemeer weicht und eine Pferdekoppel liegt vor uns, wie Spielfiguren stehen die Pferde auf den eingezäunten Rechtecken.

Ferdinand jubelt: „Da, guck! Da sind Kühe.“

„Nein“, verbessert Thomas, „das sind Pferde.“

Seine Stimme klingt wie immer – freundlich und warm.

„Die weißen Pferde nennt man Schimmel und die schwarzen Rappen.“

Ich kann jetzt nichts tun, um die Verletzungen meiner Worte zurückzunehmen. Wenn die Kinder im Bett sind, müssen Thomas und ich reden.

Ferdinands Stimme trällert aus dem Anhänger: „Hopp, hopp, hopp, Pferdchen, lauf Galopp.“

Es ist die gleiche Melodie wie bei *Bienchen, summ herum*.

Wieso fällt mir das jetzt auf?

Wir sitzen auf unserem weißen Sofa. Wie unvernünftig, sich ein weißes Sofa zu kaufen, wenn man kleine Kinder hat! Ich mag dieses helle Ding, in das man sich wie ein großes Federbett kuscheln kann. Es gibt Geborgenheit und die brauchen wir beide dringend. Erschöpft sinken wir in die Polster und ich staune, wie ruhig der Abend verlaufen ist.

Die frische Luft hat die Kinder müde gemacht. Ich badete sie und Thomas wärmte Brei auf. Sie aßen nur langsam und konnten ihre Augen kaum offen halten. Jeder trug ein Kind ins Zimmer, ganz weich und warm lag der kleine Körper an meiner Brust. Wie wunderbar er duftete. Wir sprachen ein Gebet und sangen ein Schlaflied. Ich schaffte nur ein paar Zeilen, dann versagte mir die Stimme.

Thomas sang weiter, und ich hustete und räusperte dazu im Rhythmus. Am liebsten hätte ich mich in die kleinen Bettchen gelegt und gewartet, dass jemand ein Lied für mich singt, mich zudeckt und mir einen Kuss auf die Stirn gibt.

Wir sitzen in dem weißen Sofa und fassen uns an den Händen. Es kostet mich Überwindung, Thomas zu berühren, denn ich weiß, wie sehr ich ihn verletzt habe. Ich bin dankbar für die Gewohnheit, uns beim Beten die Hände zu reichen. Thomas umschließt meine Finger, als ich ihn berühre. Ich fühle seine Wärme und den Ring an seinem Finger.

Er flüstert: „Wir haben es uns versprochen.“

„Ja.“

Er meint unser Ehegelöbnis. Der Druck seiner Hand wird stärker und ich sehe ihn an. In seinen Augen blitzt Entschlos-

senheit. „Wenn du sagst, dass du keine Liebe für mich fühlst, dann sind es wohl schlechte Zeiten für mich.“

Ich schüttle den Kopf. „Aber ich weiß, dass ich dich liebe. Irgendetwas stimmt nicht mit mir. Ich fühle mich schlapp, habe abgenommen und kann mich nicht einmal daran freuen. Ich huste und schwitze nachts mein Nachthemd nass.“

Thomas nimmt mich in den Arm und dann packen wir Kummer und Enttäuschungen in ein Gebet. Was wir einander nur schwer sagen können, sagen wir Gott. Wir sitzen noch lange auf dem Sofa. Hand in Hand.

Auf der Suche nach Klarheit

Ich habe keine Lust, zu einem Arzt zu gehen, aber ich habe es Thomas versprochen. Die Kinder muss ich mitnehmen, denn wir haben keine Eltern in der Nähe, die uns die Jungs abnehmen könnten. Um aus einem unangenehmen Weg ein Ereignis zu machen, nehme ich den Bollerwagen. Ich polstere ihn mit Decken und Kissen aus, setze einen Plüschelafanten und einen Plastiktraktor hinein. Es sind nur anderthalb Kilometer zur Praxis und trotzdem verlässt mich meine Kraft auf halbem Weg. Ich habe mir zu viel vorgenommen. Die Wartezeit beim Arzt vertreiben wir uns mit krümellosen Keksen und dem dreimaligen Vorlesen des Bilderbuches *Die Raupe Nimmersatt*.

Ich bin stolz, dass sich meine Söhne alleine beschäftigen, während sich der Arzt mit mir unterhält. Er macht sich Notizen und wiederholt: „Sie sind also erschöpft und haben

keinen Appetit. Die Stimme versagt Ihnen und seit sechs Monaten fühlen Sie sich schlapp.“

Ich nicke. Er knipst auf dem Kugelschreiber herum und holt einen Rezeptzettel hervor. „Sie sind eine junge Mutter. Gönnen Sie sich Ruhe. Und gegen den Hustenreiz nehmen Sie Lutschpastillen.“

„Aber ... könnte es nicht sein, dass ich ...“

„Ach was, jetzt übertreiben Sie nicht. Sie sind einfach nur überfordert.“

Er gibt mir die Hand und reflexartig greife ich zu. Das ist ein Fehler, denn sein Griff wird fest, hebt mich aus dem Stuhl und navigiert mich zur Tür. Meine Kinder krabbeln und tapsen dem großen Onkel mit dem weißen Kittel hinterher. Auf dem Flur nehme ich Eduard auf den Arm. Ferdinand geht vor mir her und versucht, die Haustür zu öffnen.

„Ich kann das alleine“, sagt er und stemmt seinen kleinen Körper dagegen.

„Ja, das machst du toll.“

Wir zuckeln zurück. Die Kinder laufen neben mir her und bleiben an jedem Gartenzaun stehen. Es ist mir recht, denn so kann ich verschnaufen. Durch einen Vorgarten marschiert eine Gartenzwergparade, einer hässlicher als der andere. Die Jungs lieben sie, drücken ihren Kopf gegen den Zaun, schieben ihre Finger durch den Maschendraht und deuten auf die Zwerge.

In mir brodelt es. Ich bin nicht überfordert. Oder doch? Will ich es nur nicht zugeben? Sind meine Gefühle falsch? Lutschpastillen sollen gegen Gefühle der Liebesunfähigkeit helfen?

Ich könnte heulen, tue es aber nicht, weil die Kinder auf den Arm genommen werden wollen, um einen Zwerg zu sehen, der gegen eine Blume pinkelt. Das finden sie lustig. Ferdinands Gekicher lenkt mich von den Lutschpastillen ab.

[Susanne geht zu weiteren Ärzten und erfährt, dass sie Lymphdrüsenkrebs hat. Während sie behandelt wird, kann sie sich nicht um die Kinder kümmern. Neben Zuversicht auf Genesung stellt sich auch Traurigkeit ein.]

2. Folge der Trauer

Ich bin die Trauer und gehe durch die Zeit von Generation zu Generation. Ich durchwandere Wälder und Wüsten, überquere Flüsse und Ozeane, erklimme Berge und durchstreife Täler. Ich bin auf der Suche nach Menschenherzen, nach den schweren und dunklen, den zerbrochenen und gesplitterten, den erschöpften und mutlosen. Ich suche und berühre sie, pflege und umsorge sie, bis sie wieder leicht und hell, heil und kraftvoll sind.

Ich bin Teil der Schöpfung. Ich wurde für dunkle Stunden, einsame Augenblicke und schmerzhaft Momente erschaffen.

Ich bin die Trauer und meine es gut mit den Menschenkindern. Ich meine es gut mit dir.

Wenn dein Glaube schwankt, die Liebe zerbricht oder Hoffnung schwindet, werde ich bei dir sein, dir meine Hand reichen und dich bitten, mir zu folgen.

Folge mir in mein Trauerland. Es hat Wüsten, aber auch Oasen. Du spürst das Leben in all seinen Gegensätzen: Empfangen und Loslassen, Leichtigkeit und Schwere, Überfluss und Mangel, Aufstehen und Niederfallen, Licht und Dunkelheit, Wärme und Kälte. Sorge dich nicht, ich begleite dich durch all die Spannungsfelder und darüber hinaus. Ich lasse dich den Horizont sehen, der die Unendlichkeit berührt, und erkläre dir das Firmament, das leuchtet, glitzert und strahlt, weil es in die Finsternis gelegt wurde.

Ich lehre dich, die Spuren zu lesen, die dein Glaube hinterlassen hat, und zeige dir, wie leidensfähig und unerschöpflich die Liebe ist. Gemeinsam gehen wir durch das fremde Land, bis du dich zurechtfindest und erstarkst. Wenn Glaube, Liebe und Hoffnung sich in dir erheben, werde ich mich verabschieden.

Ich bin die Trauer und meine es gut mit dir.

Ich sehe dich

Ich, die Trauer, stand am wuchtigen Garderobenständer, als der Arzt Susannes Diagnose verlas. Das Paar hielt sich an den Händen und lauschte stumm dem Vortrag über Behandlung und Prognose von Lymphdrüsenkrebs. Das Metall der Garderobe bohrte sich in meinen Rücken, ich hätte mich gern zu Susanne und Thomas gestellt, aber da war kein Platz für mich. Ich wollte da sein, falls sie mich brauchten, also polsterte ich meinen Rücken mit ihren Jacken aus und wartete. Es wurde viel geredet und die medizinischen Fachtermini schwirren in meinem Kopf. Die Tragweite der

Diagnose konnte dem Paar noch nicht bewusst sein, aber sie nickten eifrig und unterschrieben Einverständniserklärungen. Susanne fragte, was mit ihrem Haar in der Therapie geschehen würde. Dabei hielt sie ihren dicken Zopf in beiden Händen.

Wir fuhren erst zu einem See, und ich schaute ihnen aus der Ferne zu, wie sie ihn umrundeten. Sonne, Wind und Regen stritten am Himmel. Es war alles zugleich, aber so ist das Leben. Vieles geschieht gleichzeitig.

Dann holten sie ihre Söhne von Freunden ab und fuhren heim. Ich trug ihnen das Schühchen hinterher, das der Kleinste verloren hatte. Gemeinsam betraten wir die Wohnung, und ich schaute zu, wie Susanne den Kindern die Jacken auszog und die kleine Füße in Noppensocken steckte. Sie flitzten durch die Wohnung, der Große schleppte einen Plüschelafanten über den Flur, und der Kleine krabbelte mit einem Holzauto über das Parkett. Es war laut. Ich wollte mich vorstellen und reichte Susanne meine Hand, aber sie drehte sich weg und ging in die Knie. Dem Kleinen nahm sie das Auto ab. Daraufhin heulte er und es wurde noch lauter. Ich bückte mich, trotz meines Alters, und wollte sie in den Arm nehmen. Doch da hatte sie das schreiende Kleinkind hochgenommen und lenkte es mit einem Fingerspiel ab.

„Himpelchen und Pimpelchen gingen auf den Berg.“

Mit steifen Knien saß ich auf dem Parkett, unsicher, was ich jetzt tun sollte. Ich lauschte dem alten Reim. Viele Mütter und Großmütter haben ihn schon aufgesagt und dabei mit ihren Fingern gewackelt. Es waren Hände von Bäuerinnen, zerstoebene Finger von Näherinnen oder zarte von Adligen. Doch den Kindern

war das egal, Hauptsache, sie konnten auf dem Schoß sitzen und die mütterliche Nähe spüren.

„Himpelchen war ein Heinzelmann und Pimpelchen ein Zwerg.“

Das Fingerspiel dauerte an [...]

In dieser Familie war kein Platz für mich – noch nicht. Ich verstehe das. Der Mensch muss seine Kräfte bündeln, und manchmal muss man sich im Heute die Kraft für das Morgen aufsparen. Susanne und Thomas nahmen die Zukunft in den Blick, die Therapie am nächsten Tag, die Untersuchungen am übernächsten und die Normalität für die Zeit danach.

Vorsichtig stand ich auf und zog mich zurück. Ich schlich durch den Flur zur Haustür, dabei stupsten meine Füße gegen den Plüschelafanten und er kullerte auf den Rücken. Ich packte das Rüsseltier an den Ohren und setzte es aufrecht in die Ecke. Doch das weiche Ding sank immer wieder in sich zusammen und ließ den Kopf hängen. Ich stupste ihn in die Ecke, bis er darin Halt fand, dann schloss ich die Tür.

Ich bin die Trauer und meine es gut mit Susanne und ihrer Familie.

[Susanne und Die Trauer erzählen abwechselnd von der Therapie und den Familienalltag. Während Susanne ihre Behandlung beendet, entdeckt Thomas ungewöhnliche Schwellungen an seinem Körper. Er wird untersucht. Es ist Leukämie. Nach 6 Monaten im Krankenhaus stirbt er.]

9. Lebensdrang

Ich bewege mich durch die Wohnung und meine Erinnerung füllt die Lücken auf, die Thomas hinterlassen hat. Ich sehe ihn im Arbeitszimmer, sitzend mit der Gitarre auf dem Schoß, musizierend und komponierend, zwinkernd und lächelnd. Er ist eine Fata Morgana aus Sehnsucht, die am Küchentisch auftaucht, über dem Spielteppich schwebt oder auf dem Sofa lümmelt.

„Es ist nur ein optischer Effekt“, sage ich zu meinem Herzen, und doch erschreckt es sich jedes Mal, wenn ich an Thomas' Arbeitszimmer vorbeigehe. Ich kann den Trugbildern entgehen, wenn ich die Umgebung verändere. Ich werde die Wohnung umräumen. Ich muss die Kulissen verschieben!

Ich zerlege, verrücke oder streiche meine Möbel. Das Ehebett schleppe ich in Einzelteilen in die Garage und stelle ein Gästebett auf. Auf der Vier-Quadratmeter-Matratze fühlte ich mich verloren, selbst wenn die Kinder hineinkrabbelten. Sosehr ich ihre Nähe liebe, ich brauche einen Rückzugsort. Einen Platz nur für mich und meine Tränen und meine Traurigkeit. Lang genug habe ich öffentlich geweint und mit verquollenen Augen am Küchentisch gesessen. Die Kinder schauten mich besorgt an. Einmal tipelte Eduard ins Bad und holte einen großen Wischlappen. „Mama tropft“, sagte er und reichte mir den rauen Stoff. Tags zuvor hatte ich damit die Badepfützen aufgeputzt.

„Nicht beim Autofahren weinen“, mahnte Ferdi, als wir mit dem Auto unterwegs waren. Ich räusperte mich und

nickte. Sie sorgen sich um ihre weinende Mama und auch ich habe das Gefühl, dass mir das Leben aus den Augen läuft.

Aber jetzt habe ich ein eigenes Schlafzimmer, mein Tränensalon, meine Kummerstube, mein Gebetszimmer.

Je mehr ich räume, umso eher finden auch meine Gefühle ihren Platz. Ich habe Übung im Rechnen mit Brüchen bekommen. Doch ein Zimmer stellt eine schwierige Aufgabe dar, wie eine partielle Differenzialgleichung.

Ich stehe im Arbeitszimmer und der Anblick von Thomas' Technik überfordert mich. Ich weiß nicht, für was man all die Geräte braucht, wie sie heißen und welchen Wert sie haben. Verstärker stapeln sich bis unter die Zimmerdecke, Kisten mit Kabeln stauben in der Ecke ein, und Pulte mit Reglern, Schiebern und Knöpfen stehen wie eine Parade auf dem Arbeitstisch. Vieles verschenke ich an Thomas' Freunde und einiges verkaufen sie für mich. Ich sehe die Begeisterung, wenn ich ihnen sage, dass sie sich etwas aussuchen sollen, und gleichzeitig ihre Trauer. Wir sind dann auf ganz besondere Weise miteinander verbunden und es tut gut zu sehen, dass auch andere ihn vermissen.

Von den zwölf Gitarren hebe ich seine Lieblingsinstrumente auf. Vielleicht werden unsere Söhne einmal musizieren.

Unermüdlich wühle ich mich durch die Schränke und frage mich, warum Thomas das alles überhaupt aufgehoben hat. Er war ein Sammler. In eine große Kiste lege ich seine Taschenmesser, Uhren, Sonnenbrillen und Kappen sowie Lieblingsshirts, Noten und Tagebuch hinein. Ich räume mich durch sein Leben und übrig bleiben eine Kiste und vier Gitarren.

Lichtjahre

Es ist weder ein Möbelstück noch ein Instrument, es ist die Ansage des Anrufbeantworters, die eine monströse Kulisse in meiner Wohnung entfaltet. Ich hetze aus der Küche und wische meine feuchten Hände an der Hose ab. Ich flitze aus dem Kinderzimmer und es ist ein Hürdenlauf über Spielzeug. Ich hechte aus dem Keller und nehme zwei Stufen auf einmal. Ich bringe Höchstleistung auf und hoffe, dass ich vor dem Start des ABs den Hörer abnehme, sonst sagt eine Männerstimme: „Hallo, Sie haben den Anschluss von Thomas und Susanne Luck gewählt ...“

Es ist keine Computerstimme, sondern die von Thomas, die die Anrufer freundlich begrüßt und in meiner Wohnung die Vorstellung entfaltet, dass wir noch eine komplette Familie sind. Die Kinder kommen angetapst: „Papa ist da. Ich habe Papa gehört.“

Wenn das passiert, brauche ich Stunden, um die Kulisse zu demontieren. Es wäre vernünftiger, die Ansage zu erneuern. Sie ist schnell gelöscht, aber dann ist sie für immer weg. [...]

Die Leute sagen, dass die Zeit Wunden heilt. Nichts tut sie. Die Zeit vergeht und die Wunde bleibt. Aber wenn man sich durch die Zeit bewegt, dann wird es licht im Innersten. Ob Zeit oder Entfernung, Gott und Glauben sind davon losgelöst.